



Ein AB Discovery Buch

Geschichten infantiler Regression

Band 2

Andrew Stephens
Cecilia Bennet
Christine Teddy

Geschichten infantiler Regression Band 2

Andrew Stephens
Cecilia Bennet
Christine Teddy

Erstveröffentlichung 2026 Copyright © AB
Discovery 2026 Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne
vorherige schriftliche Genehmigung des
Herausgebers und des Autors reproduziert, in
einem Datenabfragesystem gespeichert oder in
irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln,
elektronisch, mechanisch, durch Fotokopieren,
Aufzeichnen oder auf andere Weise übertragen
werden.

Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder
verstorbenen Personen oder tatsächlichen
Ereignissen ist rein zufällig.

Wo Julie wohnt

Titel: Geschichten infantiler Regression Band
2

Autoren: Andrew Stephens, Cecilia Bennet,
Christine Teddy

Herausgeber: Michael Bent, Rosalie Bent

Herausgeber: AB Discovery

© 2026

www.abdiscovery.com.au

Inhalt

Geschichten infantiler Regression Band 2	2
Wo Julie wohnt.....	9
Kapitel Eins : Der Name, der wartete	10
Kapitel Zwei : Claire und die Cousine	14
Kapitel Drei : Anders aufwachsen.....	18
Kapitel Vier : Die Fahrt nach Meadowbrook.....	22
Kapitel Fünf : Peter und Margaret	25
Kapitel Sechs : Die Anderen	29
Kapitel Sieben : Was Julie fand.....	34
Kapitel Acht : Das Gespräch mit Peter	38
Kapitel Neun : Die letzte Woche	41
Kapitel Zehn : Heimkehr.....	44
Immer und schon	48
Kapitel Eins: Das Wissen	49
Kapitel Zwei : Der Schrecken eines trockenen Morgens..	55
Kapitel Drei: Das Elternhaus verlassen	59
Kapitel Vier: Windeln.....	63
Kapitel Fünf: Bronwyn	67
Kapitel Sechs: Das Gespräch	72
Kapitel Sieben: Was zwischen den Häusern wächst.....	76
Kapitel Acht: Das Kinderzimmer	80
Kapitel Neun: Roo	85
Kapitel Zehn: Immer und schon	89
Zwei vom selben Schlag.....	94
Prolog.....	95

Wo Julie wohnt

Kapitel Eins: Stecken und Einstecken (Seine Geschichte)96	
Kapitel Zwei: Dieselbe Stunde, ein anderes Haus (Ihre Geschichte).....	99
Kapitel Drei: Übernachtungen und Geheimnisse.....	101
Kapitel Vier: Die letzte Übernachtung.....	103
Kapitel Fünf: Der Trost der kleinen Dinge.....	105
Kapitel Sechs: Sekundarschule	108
Kapitel Sieben: Was die Familie weiß.....	110
Kapitel Acht: Die Abschlussnacht	113
Kapitel Neun: Ankünfte.....	115
Kapitel Zehn: Grusel.....	118
Kapitel Elf: Die Beule.....	120
Kapitel Zwölf: Erstes Gespräch	122
Kapitel Dreizehn: Geständnisse.....	124
Kapitel Vierzehn: Formel	126
Kapitel Fünfzehn: Babykleidung	128
Kapitel Sechzehn: Was sind wir?.....	130
Kapitel Siebzehn: Die Heimreise (Seine).....	132
Kapitel Achtzehn: Heimkehr (Ihre).....	135
Kapitel Neunzehn: Was die Eltern zueinander sagten....	137
Kapitel Zwanzig: Die Wohnung.....	139
Kapitel 21: Der erste Kuss.....	141
Kapitel 22: Das Kinderzimmer	143
Kapitel Dreiundzwanzig: Zwei Jahre später	145
Kapitel 24: Der ungeplante Moment.....	147
Kapitel 25: Nur Babys.....	149

Epilog: Ein nie abgeschickter Brief.....	151
Ein Neuanfang	154
Kapitel Eins: Der Morgen im Kinderzimmer	155
Kapitel Zwei: Einleben	159
Kapitel Drei: Entdeckungen und neue Routinen.....	163
Kapitel Vier: Spielzeit und Faszination.....	166
Kapitel Fünf: Den Kreis erweitern.....	168
Kapitel Sechs: Wachsende Bindungen	170
Kapitel Sieben: Das Leben mit einem Vollzeitbaby.....	173
Kapitel Acht: Erste Mahlzeiten und gemeinsames Spiel	176
Kapitel Neun: Neugier und Erkundung	179
Kapitel Zehn: Ein neuer Schritt.....	182
Kapitel Elf: Claires Vollzeit-Babysitting.....	185
Kapitel Zwölf: Den Kreis erweitern.....	188
Kapitel Dreizehn: Besucher und Entdeckungen.....	191
Kapitel Vierzehn: Lernen, mit Babys umzugehen.....	194
Kapitel Fünfzehn: Eine neue Identität.....	197
Kapitel Sechzehn: Ganz klein.....	200
Kapitel Siebzehn: Eine neue Mutter	203
Kapitel Achtzehn: Eine wachsende Gemeinschaft.....	206
Kapitel Neunzehn: Fütterung und Spiel tagsüber	209
Kapitel Zwanzig: Eine vollständig immersive Welt	212
Der Baby-Pakt	216
Kapitel Eins: Der Vertrag.....	217
Kapitel Zwei: Kleine Schritte.....	221
Kapitel Drei: Öffentliche Bloßstellung	225

Wo Julie wohnt

Kapitel Vier: Regressionsregeln	230
Kapitel Fünf: Versohlt und zur Schau gestellt.....	234
Kapitel Sechs: Krippe und Kontrolle.....	238
Kapitel Sieben: Der wahre Mann kommt an.....	242
Kapitel Acht: Lulus Babyparty.....	246
Kapitel Neun: Die Trümmer am Arbeitsplatz.....	250
Kapitel Zehn: Für immer Baby	253
EPILOG.....	256

Wo Julie wohnt

Ein AB Discovery Buch

Wo Julie wohnt

Für diejenigen, die schon immer sie selbst
waren, noch bevor sie die Worte hatten

ANDREW STEPHENS

Wo Julie wohnt

*Für diejenigen, die schon
immer sie selbst waren, noch
bevor sie die Worte hatten*

Andrew Stephens

Kapitel Eins : Der Name, der wartete

Der Name war schon einmal, ganz diskret, vorgeschlagen worden, als Jamie Whitmore gerade einmal sieben Jahre alt war.

Er hatte in der Kinderabteilung eines Kaufhauses im Stadtzentrum gestanden und war wie gebannt von einem Kleid an einer kleinen Schaufensterpuppe: weiße Baumwolle mit einer breiten rosa Schärpe in der Taille und einem ausgestellten Rock – ein Kleid, das wie geschaffen für besondere Anlässe schien. Er hatte dort vielleicht zwei Minuten gestanden, was seiner Mutter reichte, um mit dem Betrachten der Schulhosen fertig zu werden, die sie sich angesehen hatte, und ihn zu suchen.

Claire Whitmore war keine Frau, die impulsiv reagierte, ohne vorher nachzudenken. Sie stand einen Moment neben ihrem Sohn, betrachtete das Kleid und dann sein Gesicht: die besondere Sehnsucht, unverhüllt und vollkommen aufrichtig, die Sehnsucht eines Menschen, der noch nicht weiß, dass er sie heimlich hegen soll.

„Es ist hübsch, nicht wahr?“, sagte sie. Keine Frage.

„Ja“, sagte Jamie.

Sie betrachtete das Kleid erneut. Dann sagte sie es, als ob sie schon länger darüber nachgedacht und nur auf den richtigen Moment gewartet hätte, um es auszusprechen.

„Wenn du ein Mädchen wärst, hätte ich dich wohl Julie genannt.“

Jamie blickte zu ihr auf. Etwas in seinem Gesicht veränderte sich. Nicht dramatisch, nicht vor Tränen oder der besonderen Strahlkraft eines Kindes, das eine Überraschung erlebt hat. Eher etwas Stilleres. Eine innere Ruhe. Als ob ein Wort genau zu etwas gepasst hätte.

„Julie“, sagte er.

„Hm.“ Sie nahm seine Hand. „Sollen wir nachsehen, ob sie es in Ihrer Größe haben?“

Das taten sie. Es kam in einer Tüte mit Seidenpapier nach Hause, wie man es in Kaufhäusern für besonders wertvolle Dinge

Wo Julie wohnt

verwendet. Claire hängte es ohne viel Aufhebens in Jamies Kleiderschrank, als wäre das die normale Funktionsweise von Kleiderschränken: die Schulhose auf der einen Seite, das weiße Kleid mit der rosa Schärpe auf der anderen.

Er trug es selten und nur zu Hause in seinem Zimmer. Seine Mutter half ihm die ersten Male dabei, und er drehte sich einmal im Kreis, was ihm ein breites Lächeln entlockte.

Sie hatte sich nie erklärt. Sie hatte es nie nötig gehabt.



Jamie Whitmore war achtzehn Jahre alt und saß an einem Donnerstagmorgen Ende Juni auf dem Beifahrersitz im Auto seiner Mutter, als Claire ihm von Meadowbrook erzählte.

Sie fuhren auf der Schnellstraße in Richtung Einkaufszentrum, wo Claire ihren wöchentlichen Supermarkteinkauf erledigte, wenn sie etwas brauchte, das die Läden in der Nähe nicht führten. Das Radio war leise eingestellt. Der Morgen war grau und nicht unangenehm, so ein typischer englischer Sommermorgen, der Besseres für den Nachmittag verspricht, ohne es wirklich zu versprechen, und meist in einer leichten Enttäuschung endet.

Unter seiner Jeans und seinem weichen grauen Kapuzenpulli trug er an jeder Hüfte eine Frotteewindel und eine weiße Plastikhose. Für Jamie war dies kein ungewöhnlicher Donnerstagmorgen. Solange er sich erinnern konnte – etwa ab seinem vierten Lebensjahr –, trug er täglich Stoffwindeln und Plastikhosen. Er hatte eine vage Erinnerung an die kurze Zeit davor, als Claire normale Hosen ausprobiert hatte. Diese Erinnerung war vor allem von einem Gefühl des Unbehagens geprägt: das Gefühl, dass nichts zwischen ihm und der Welt lag, die damit verbundene unkontrollierbare Angst, das Gefühl, dass etwas Wesentliches fehlte. Die Windeln waren zurück. Und sie waren nicht wieder verschwunden.

Unter seinem Hoodie trug er außerdem eine weiche, weiße Weste. Nicht im eigentlichen Sinne ein typisches

Mädchenkleidungsstück, sondern eines, das Claire aus der Damenabteilung ausgesucht hatte, weil die Baumwolle weicher war, der Schnitt körperbetonter und es sich angenehmer an seine Haut schmiegte als die Herrenversion. Kleine Dinge. Private Dinge. Die innere Struktur dessen, wer Jamie war, die er jeden Morgen mit Sorgfalt und einer Vertraulichkeit zusammensetzte, die er in allen Lebensbereichen seiner achtzehn Jahre mit zunehmender Geschicklichkeit bewahrt hatte.

Oder fast in jedem Kontext. Zuhause war es anders. Zuhause war es schon immer anders gewesen.

„Ich habe etwas herausgefunden“, sagte Claire in dem Tonfall, den sie immer anschlug, wenn sie schon länger über etwas nachgedacht hatte, bevor sie es aussprach. „Ich möchte es dir ausführlich erklären, damit du alle Informationen hast, und ich möchte dir versichern, dass du keinerlei Druck verspürst.“

Jamie sah sie an. „Okay.“

„Es heißt Meadowbrook. Es ist ein vierwöchiges Sommerprogramm mit Unterkunft. Es richtet sich speziell an junge Erwachsene ab 18 Jahren.“ Sie hielt inne. „Junge Erwachsene, die noch Windeln tragen, sich als Babys oder Kleinkinder identifizieren oder ihre Geschlechtsidentität auf besondere Weise erforschen. Oder eine Kombination davon.“

Jamie schwieg einen Moment. Die zweispurige Straße glitt gleichmäßig an ihnen vorbei.

„All diese Dinge“, sagte er.

„Ja, das dachte ich mir.“ Sie gab mit der Gelassenheit einer Person, die geübt hat, in wichtigen Situationen nicht unfallverursachend zu reagieren, ein Zeichen zum Spurwechsel. „Es wird von einem Ehepaar betrieben, Peter und Margaret Hollis. Sie führen es seit zwölf Jahren. Ich habe viel über sie gelesen. Sie scheinen ... genau die Richtigen zu sein.“

„Wie haben Sie es gefunden?“

„Das Internet. Und ein bisschen Beharrlichkeit.“ Eine Pause. „Ich suche schon seit etwa zwei Jahren immer mal wieder. Ich wollte das Richtige finden, nicht einfach irgendetwas.“

Wo Julie wohnt

Jamie verinnerlichte dies: die zwei Jahre des stillen, zurückgezogenen Suchens. Seine Mutter, abends, wenn er im Bett war, auf der Suche nach etwas, das ihm das geben könnte, was sie ihm nur teilweise bieten konnte. Er spürte die besondere Bedeutung, liebevoll umsorgt zu werden.

„Was denkst du?“, fragte Claire.

Er blickte auf die Straße hinaus. Der graue Morgen hatte sich, wie versprochen, an den Rändern langsam aufgehellt. „Ich glaube, ich habe panische Angst“, sagte er. „Und doch ... ich glaube, ich will gehen.“

Claire nickte, als wäre dies die Antwort, die sie erwartet hatte. „Gut“, sagte sie. „Das ist die richtige Antwort. Ich will doch nur das Beste für dich.“

„Ich weiß, Mama. Manchmal wirkt das alles beängstigend. Zum Beispiel, keine Windeln mehr zu tragen.“

„Wer sagt denn, dass man keine Windeln mehr tragen muss? Ich jedenfalls nicht.“

„Manchmal frage ich mich einfach...“, begann Jamie.

„Nun, da gibt es keinen Grund zu rätseln. Du gehörst in Windeln, und das habe ich schon vor langer Zeit erkannt. Sauberkeitserziehung ist einfach nichts für manche Leute.“

Jamie lächelte schmal und seufzte zufrieden. Das Töpfchentraining hatte bei ihm einfach nicht funktioniert, und er wusste, dass es vor allem daran lag, dass er den Sinn dahinter nicht verstand. Er machte Tag und Nacht in die Windel, ohne es wirklich zu merken. Und wenn er nicht zu Hause war, konnte er es tagsüber noch hinauszögern, aber ansonsten war die Windel auch dafür immer der richtige Ort. Und wenn er morgens aufwachte und es über Nacht eingensäst hatte ... dann zauberte ihm das ein Lächeln ins Gesicht, weil es so ... kindisch war.

Kapitel Zwei : Claire und die Cousine

Claire Whitmore wuchs als ältestes von drei Kindern in einem Haus in Shropshire auf, das ordentlich und gemütlich war, wie es für Haushalte mit einer Grundschullehrerin als Mutter und einem methodischen Beamten als Vater typisch war. Sie war ein aufmerksames, präzises Kind gewesen, ein Mädchen, das Dinge bemerkte und sich für später merkte.

Die Familie ihrer Tante Barbara wohnte zwanzig Minuten entfernt, und die Cousins – es waren drei – waren in Claires Kindheit so präsent, dass sie sich fast wie Geschwister anfühlten: Donna, die so alt war wie Claire und in all den Jahren ihre engste Vertraute war, Stephen, zwei Jahre jünger, und Thomas, der vier Jahre jünger war und von klein auf eine Eigenschaft besaß, für die Claire damals noch keine Worte hatte, die sie aber später viel besser verstehen sollte.

Thomas hatte bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr ins Bett gemacht. Das war in der Familie allgemein bekannt, mit der nüchternen Selbstverständlichkeit, die Barbara und ihr Mann Alan den meisten Dingen entgegenbrachten. Windeln wurden gewechselt, Bettwäsche getauscht, und es wurde kein großes Aufhebens darum gemacht. Was weniger Beachtung fand, aber jedem aufmerksamen Beobachter sofort auffiel, waren die anderen Eigenheiten von Thomas. Wie er sich im Spielzimmer nicht zu den Autos und Bauklötzen hingezogen fühlte, sondern zu Donnas Puppen und der kleinen Spielküche. Wie er manchmal bei Familientreffen in einem von Barbaras alten Schals erschien, mit einer unbefangenen Eleganz um den Hals, und wie Barbara ihn dann einfach anlächelte und ihm im Vorbeigehen zurechtzapfte. Wie er sich mit acht Jahren eine Puppe zu Weihnachten wünschte und sie ohne großes Aufsehen bekam.

Claire hatte all dies mit der aufmerksamen Beobachtung eines Kindes beobachtet, das alt genug ist, um zu verstehen, dass etwas geschieht, aber noch nicht alt genug, um genau zu wissen, was es ist. Am genauesten hatte sie Barbaras Reaktion beobachtet: diese

unaufdringliche, ruhige Akzeptanz, die sich nicht inszenierte, keine Reden hielt, sondern einfach das Kind vor ihr so liebte, wie es war.

Thomas war jetzt vierunddreißig. Er lebte mit seiner Partnerin Grace in Edinburgh, arbeitete als Bibliothekar und identifizierte sich – in der Sprache, die er über die Jahre entwickelt hatte, einer Sprache, die es noch nicht gegeben hatte, als er acht Jahre alt war und den Schal seiner Tante trug – als nicht-binär und als erwachsenes Baby. Er trug immer noch Windeln ... ständig. Er hatte einen kleinen, vertrauten Freundeskreis, der ihn in- und auswendig kannte. Er war, dachte Claire, einer der glücklichsten Menschen, die sie kannte, auf die ganz besondere Art und Weise eines Menschen, der die Kluft zwischen dem, was man ihm zugeschrieben hatte, und dem, was er wirklich war , überwunden und auf der anderen Seite etwas gefunden hatte, das unendlich wertvoll war.

Sie hatte sich in den Jahren, seit ihr Jamies besonderes Wesen klar geworden war, ausführlich mit Thomas unterhalten. Sie suchte nicht nach einer Anleitung, denn Thomas war eben Thomas und Jamie war eben Jamie, sondern nach dem Verständnis, das nur jemand vermitteln kann, der Ähnliches erlebt hat. Und genau das hatte Thomas ihr großzügig und vorbehaltlos gewährt.

„Das Wichtigste“, hatte er eines Abends am Telefon gesagt, als Jamie vielleicht zehn Jahre alt war und Claire versuchte zu verstehen, wie sie das sein konnte, was ihr Sohn brauchte, „ist, dass er weiß, dass du es bereits weißt. Dass er dir die Offenbarung nie mitteilen muss. Wenn du das schaffst, wenn du ihm zeigen kannst, dass das Wissen von deiner Seite aus still und ohne Krise entstanden ist, dann ist der Rest nur noch eine Frage der Zeit.“

Es war ein ausgezeichnete Rat, und das Kleid im Kaufhaus war Claires Versuch gewesen, genau das auszudrücken. Keine Rede. Keine förmliche Anerkennung. Ein Kleid in seiner Größe hing in seinem Kleiderschrank, und der Name, den sie gewählt hätte, wurde ihr stillschweigend angeboten, ohne eine Gegenleistung von ihm zu verlangen.

Sie glaubte, die Botschaft sei angekommen. Sie dachte, als sie ihren Sohn über die Jahre seines Heranwachsens beobachtete, dass

Jamie immer, auf einer tieferen Ebene, gewusst hatte, dass das Haus seiner Mutter ein Ort war, an dem er in seiner wahren Gestalt bereits angenommen wurde. Es war eines ihrer wertvollsten Geschenke an den Sohn, der zu ihrer Tochter geworden war.



Jamies Vater Richard war eine andere und kompliziertere Geschichte.

Er war kein schlechter Mensch. Claire hatte sich das all die Jahre ihrer Ehe und deren schließlich friedlicher Trennung immer wieder klar gemacht: Richard war nicht schlecht. Er war einfach nicht für Komplexität geschaffen. Er war ein praktischer Mann mit praktischen Freuden, der eine Frau geheiratet hatte, die er sehr liebte, und sich nun, Mitte dreißig, mit einem Sohn wiederfand, dessen Wesen jenseits all dessen lag, was er je zu verstehen vermochte.

Er war nicht grausam gewesen. Er hatte versucht, so gut es ihm möglich war, verständnisvoll zu sein. Doch seine Bemühungen hatten etwas Bemühendes, etwas Angenehmes, etwas Sichtbares, das Jamie spürte und das Claire auch in ihm sah. Und genau das machte das Bemühen schwieriger, als es gar nicht erst versucht zu haben. Seine Versuche wirkten unbeholfen und offensichtlich, eher gekünstelt als natürlich. Die Male, als Richard in einem Kleid seinem Sohn beim Abendessen gegenübergesessen und es geschafft hatte, kein Wort zu sagen, waren in seiner Haltung deutlich zu erkennen, genauso wie die Momente, in denen er es geschafft hatte, nichts zu sagen. Es war kompliziert und für Jamie genauso unfair wie für Richard.

Die Scheidung drehte sich schließlich nicht in erster Linie um Jamie. Vielmehr ging es um die vielen Unterschiede, die Claire und Richard in ihrer fünfzehnjährigen Ehe entwickelt hatten. Die besondere Belastung, ein Kind zu erziehen, dessen Wesen Richard nicht ganz verstehen konnte, hatte die Situation zusätzlich verschärft. Als sie sich trennten – Jamie war zwölf Jahre alt – und die Regelungen sorgfältig und ohne Groll getroffen wurden, fiel auf, dass

Immer und schon

*Für alle, die es schon immer
gewusst haben*

Andrew Stephens

Kapitel Eins: Das Wissen

Robin Ashworths früheste Erinnerung an das Verstehen seiner selbst bestand nicht aus Worten. Es war ein Gefühl, konkret, körperlich und völlig schamlos, das ihn eines Morgens im Herbst seines dritten Lebensjahres überkam und ihn nie wieder verließ.

Er war in einem nassen Bett aufgewacht – wie immer, wie jeden Morgen seines bisherigen Lebens. Er lag still in der Wärme des Bettes, blickte zur Decke seines kleinen Schlafzimmers mit den Zugmuster-Vorhängen hinauf, und etwas hatte sich in ihm niedergelassen wie ein Stein, der auf den Grund stillen Wassers sinkt. Ein stilles, vollkommenes Wissen. Kein Gedanke, den er hätte aussprechen können. Nur dieses Wissen, ihm zugänglich wie die Wärme des Bettes, wie sein eigener Atem: einfach und ohne Widerspruch.

Ich bin ein Baby.

Nicht, dass ich mich wie ein Baby fühle. Nicht, dass ich mir wünsche, noch ein Baby zu sein. Ganz einfach: Ich *bin* eins. So bin ich. Das nasse Bett war kein Zeichen von Versagen, kein Zeichen dafür, dass etwas schiefgelaufen war. Es war die erste Bestätigung des Morgens für die wahrste Tatsache über ihn selbst. Die Laken waren warm und feucht. Seine Pyjamahose war durchnässt. Die Matratze unter ihm war sicher, geschützt durch Plastik vor dem, was die Nacht hinterlassen hatte, und er lag mitten drin, klein und ganz er selbst, und alles war in Ordnung.

Er war drei Jahre alt. Er hatte kein System, um sein Wissen einzuordnen. Er wusste nur das Wissen selbst.



Die Familie Ashworth bewohnte ein freistehendes Haus mit vier Schlafzimmern in der Mercer Avenue, in einem typischen Vorort, der Anfang der 1980er-Jahre mit der festen Überzeugung erbaut worden war, dass Familien ihn bewohnen würden: große Fenster, Doppelgarage, gepflegte und etwas umkämpfte Vorgärten. Robin war das zweite von vier Kindern. Seine Schwester Joanna war

zwei Jahre älter. Seine Brüder Daniel und Callum folgten im Abstand von jeweils drei Jahren.

Seine Eltern, Margaret und Geoffrey, waren genau die Art von Menschen, für die dieser Vorort geschaffen worden war. Geoffrey war Rechtsanwalt mit einer Kanzlei im Stadtzentrum, präzise und bedächtig, ein Mann, der seine Hemden am Abend zuvor bügelte und immer wusste, wo seine Autoschlüssel lagen. Margaret unterrichtete drei Tage die Woche an einer Grundschule und führte den Haushalt mit einer fröhlichen Kompetenz, die alles mühelos aussehen ließ. Sie waren keine lieblosen Eltern. Sie waren einfach nur sehr beschäftigt, und gerade diese Geschäftigkeit hatte ihren ganz eigenen Charme.

Im Hause Ashworth war das Bettnässen kein Grund zur Sorge. Das lag teils an seinem Temperament, teils an der Familiengeschichte. Margarets jüngerer Bruder, Robins Onkel Paul, hatte bis zu seinem siebzehnten Lebensjahr ins Bett gemacht, und Margaret war mit dem pragmatischen Umgang mit Bettnässern aufgewachsen: wasserdichtes Laken, zusätzliche Wäsche, das morgendliche, unkomplizierte Bettenmachen. Als Robin mit zwei, drei oder vier Jahren noch immer keine Anzeichen von Trockenheit zeigte, nahm sie das mit praktischem Verstand wahr und handelte entsprechend.

„Er wird schon wieder trocken sein, wenn er so weit ist“, sagte sie zu Geoffrey, der sich darüber nie wirklich Gedanken gemacht hatte. „Bei Paul war es genauso. Manche brauchen einfach länger.“

Keinem von beiden kam in den Sinn, dass Robin nicht länger brauchte. Dass Robin in keinem der relevanten Bereiche seines Körpers Anzeichen von Trockenheit zeigte.



Joanna war mit dreieinhalb Jahren nachts trocken, ohne dass es groß aufgefallen wäre. Robin bemerkte das mit distanziertem Interesse, so wie man das Wetter in einem fremden Land beobachtet. Sie war trocken. Er nicht. Das waren einfach Fakten über zwei verschiedene Menschen.

Immer und schon

Was mit den Jahren noch interessanter wurde, war die Beobachtung seiner Brüder. Daniel war langsam, genau wie Robin – mit vier Jahren trug er nachts noch Windeln, mit fünf und sechs nässte er noch ein und mit sieben brauchte er immer noch die wasserdichte Unterlage. Robin verfolgte die Entwicklung seines Bruders mit der konzentrierten Aufmerksamkeit eines Zuschauers, der ein Pferderennen verfolgt, an dem er selbst gar nicht teilnimmt. Würde Daniel jemals aufhören? Wann? Wie würde das aussehen?

Daniel hörte mit siebeneinhalb auf. Eines Morgens kam er zum Frühstück herunter und verkündete mit der Ernsthaftigkeit eines kleinen Menschen, der eine wichtige Neuigkeit verkündet, dass er letzte Nacht nicht eingenässt hatte. Auch nicht die Nacht davor. Seine Mutter machte das gebührende Aufhebens darum. Sein Vater sagte: „ Gut gemacht, Alter“, so wie Geoffrey die meisten Dinge sagte: mit einer Herzlichkeit, die sorgsam dosiert war, um nicht überzukochen.

Robin war zehn. Er saß seinem Bruder beim Frühstück gegenüber und spürte, so deutlich wie nie zuvor, die völlige Abwesenheit jeglichen Verlangens nach dem, was Daniel erreicht hatte. Er war noch immer jeden Morgen nass. Er hatte nicht die Absicht, etwas anderes zu werden.

Callum, der Jüngste, war die Überraschung der Familie: Fast von Anfang an, seit er keine Windeln mehr brauchte, war er nachts trocken, als wäre Trockenheit einfach sein natürlicher Zustand, als hätte sein Körper das früh und unmissverständlich entschieden. Er war fünf, als Robin zwölf war, und Robin beobachtete die unkomplizierte Trockenheit seines kleinen Bruders mit etwas, das von außen wie Neid hätte wirken können, innerlich aber einfach nur Neugierde war. Wie war es, nicht zu wissen, was er wusste? Wie war es, morgens trocken zu sein und das als völlig normal zu empfinden?

Er konnte es sich nicht vorstellen. Er wollte es auch gar nicht.



Die Bettwäsche wurde zweimal wöchentlich gewechselt, dienstags und samstags. Robins Zimmer hatte einen wasserdichten

Immer und schon

Matratzenschoner, den seine Mutter ihm wortlos aufgelegt hatte, als er vier Jahre alt war, und der seitdem dort lag – wie der Kleiderschrank oder der Schreibtisch. Er sollte morgens seinen nassen Schlafanzug in den Wäschekorb legen und die Bettdecke zurückschlagen, damit die Luft zirkulieren konnte. Er erledigte beides so selbstverständlich wie das Zähneputzen. Es gehörte einfach zu seinem Morgenritual.

In der Schule galt Bettnässen als etwas, das einem Jungen das Leben schwer machen konnte, wenn es bekannt wurde. Robin hatte das früh begriffen und sein Sozialleben entsprechend angepasst. Er übernachtete nicht bei Freunden. Seine Ausreden klangen plausibel, waren so einheitlich und vielfältig, dass keine einzige wiederholt wurde und niemand nachhakte. Ansonsten war er völlig normal: Er war gut in der Schule, spielte ordentlich Cricket und hatte einen kleinen, festen Freundeskreis, mit dem er Videospiele spielte, über Fußball diskutierte und all die Dinge tat, die Jungen in ihrem frühen Teenageralter Mitte der 1990er-Jahre in der Vorstadt so trieben.

Das Bettnässen war Privatsache. Es war seine Angelegenheit.



Er war dreizehn, als er es zum ersten Mal einem anderen Menschen erzählte.

Die andere Person war ein Junge namens Kieran Doyle, der im Matheunterricht neben Robin saß und eine Ruhe ausstrahlte, die Robin immer als beruhigend empfunden hatte. Kieran gehörte nicht zu Robins engstem Freundeskreis, sondern eher zum benachbarten: jemand, neben dem man sich beim Mittagessen problemlos hinsetzen konnte, wenn der übliche Tisch besetzt war; jemand, mit dem man gern Zeit verbrachte, ohne dass eine besonders enge Freundschaft bestand.

Es war, wie solche Dinge manchmal passieren, eher beiläufig herausgekommen. Sie hatten über einen Campingausflug gesprochen, den die Schule organisierte, und Kieran hatte mit der vorsichtigen Lässigkeit eines Herantastens gesagt, dass er sich nicht sicher sei, ob er mitfahren würde.

„Wieso?“, hatte Robin gefragt.

Eine Pause. Kieran schaute eher in sein Mathebuch als zu Robin. „Nur so. Weißt du. Zelte teilen und so.“

Robin hatte es sofort verstanden. Die spezifische, sorgfältige Unbestimmtheit. Das Nicht-Ausgesprochene.

„Ich gehe auch nicht“, sagte er. „Aus dem gleichen Grund.“

Kieran blickte auf. Sein Blick musterte Robin mit einem Ausdruck, den Robin innerlich sofort erkannte: den Ausdruck eines Menschen, der gerade zum ersten Mal gehört hat, dass er nicht allein ist.

„Ja?“, sagte Kieran.

„Ja.“

Sie hatten nicht weiter darüber gesprochen. Nicht an diesem Tag und auch nicht in den folgenden Wochen. Doch etwas hatte sich zwischen ihnen verändert, still und beständig: die besondere Wärme eines gemeinsamen Geheimnisses, das nicht ausgesprochen werden musste, um spürbar zu sein. Beide wussten es. Beide wussten, dass der andere es wusste. Und dieses Wissen, unausgesprochen und unerklärt, war eine eigene Form der Verbundenheit.

Einen Monat später, an einem grauen Novembernachmittag auf dem Heimweg von der Schule, sagte Kieran, immer noch auf den Bürgersteig blickend: „Stört dich das?“

Robin hatte ehrlich darüber nachgedacht. „Nein“, sagte er. „Nicht wirklich. Stört es dich?“

Eine weitere Pause. „So sollte es sein“, sagte Kieran. „Oder nicht?“

„Ich glaube schon“, stimmte Robin zu. „Tut es aber nicht.“

Kieran nickte langsam. „Nein“, sagte er. „Ich auch nicht.“

Am Ende von Kierans Straße hatten sie sich getrennt, und Robin war die restlichen zehn Minuten im grauen Novemberwetter nach Hause gelaufen und hatte dabei etwas gespürt, für das er noch keinen Namen hatte. Eine Wärme, ganz konkret und unkompliziert, die nichts mit Anziehung, sondern alles mit Wiedererkennung zu tun hatte. Jemand anderes, dem es nichts ausmachte. Jemand anderes,

Immer und schon

für den das nasse Bett einfach zum Morgen dazugehörte, weder schrecklich noch wunderbar, einfach da.

Bis zu diesem Zeitpunkt in seinem Leben war Robin dem Bekanntwerden noch nie so nahe gekommen.

Zwei vom selben Schlag

Zwei vom
selben Schlag
von
Andrew Stephens

Prolog

Es gibt eine ganz besondere Art von Kindheit, die sich in den frühen Morgenstunden ereignet. Während der Rest des Hauses schläft, die Nachbarschaft dunkel und die Straße still ist, erwachen Kinder in einer anderen Welt – warm, privat, vertraut. Sie empfinden keine Scham in dieser Welt. Sie spüren eher etwas, das Frieden ähnelt.

Dies ist die Geschichte zweier dieser Kinder. Damals kannten sie sich noch nicht. Sie wuchsen in verschiedenen Städten, in verschiedenen Häusern auf, mit unterschiedlichen Tapeten, unterschiedlichen Küchengerüchen und unterschiedlichen Ausblicken aus ihren Schlafzimmerfenstern. Doch in den Dingen, die im Stillen am wichtigsten waren, waren sie von Anfang an gleich.

Kapitel Eins: Stecken und Einstecken (Seine Geschichte)

Thomas Aldertons Zimmer lag auf der Rückseite des Hauses und ging auf einen kleinen Gartenstreifen hinaus, den sein Vater an den Wochenenden in Schuss hielt. Auf dem Fensterbrett stand ein Nachtlicht, ein kleiner Keramikleuchtturm warf einen warmen, bernsteinfarbenen Streifen an die Wand, und auf dem Regal über seinem Bett wimmelte es von Kuschtieren. Da war ein Kaninchen mit einem abgenutzten linken Ohr, ein Bär namens Gerald, dessen Hals schon zweimal repariert worden war, und eine Giraffe, deren Hals Thomas selbst mit Filz und einem Gummiband verlängert hatte, als er fünf war, weil er überzeugt war, der ursprüngliche sei zu kurz gewesen. Jetzt war er sieben. Er wusste, dass der Hals der Giraffe albern aussah, aber es war ihm egal. Gerald, der Bär, war sein Kuschtier. Die anderen waren Gesellschaft.

Seine Mutter, Margaret, kam jeden Abend um halb neun. Das war das Ritual, und Thomas kannte jeden einzelnen Schritt. Das leise Klicken der Tür, das Knarren der Diele im dritten Stock, das Rascheln, als sie neben dem Bett kniete, wo seine Nachtwäsche bereitlag. Zuerst das Unterhemd. Dann die Windel aus dicker, weißer Baumwolle, gefaltet in der Form, die sie über die Jahre perfektioniert hatte, der Form, die ihr seine Großmutter und ihre Großmutter ihr wiederum gezeigt hatten. Margaret hob Thomas hoch, schob ihm die Windel unter, zog sie zwischen seine Beine und fixierte sie an beiden Seiten mit den großen Stecknadeln mit flachem Kopf, die sie in einer kleinen Dose auf seiner Kommode aufbewahrte. Die Nadeln waren gelb. Thomas hatte die Farbe selbst anhand einer Farbkarte im Kurzwarenladen ausgesucht. Dann die Plastikhose, weich, raschelnd, über die dicke Windel gezogen, den Bund mit zwei Fingern gezupft, die Beinausschnitte glattgestrichen. Dann die Pyjamahose, gestreift, dunkelblau und weiß.

Zwei vom selben Schlag

Ohne diese Lösung hatte Thomas nie ins Bett gemacht. Oder besser gesagt, er war morgens nie trocken, egal was er sonst versucht hatte. Seine Eltern hatten das früh begriffen. Es gab eine Zeit, zwischen seinem vierten und fünften Lebensjahr, mit Matratzenschonern und nächtlichem Schlafanzugwechsel, mit sanftem Aufwachen, das nie so richtig funktionierte, und mit Thomas, der nachts um zwei Uhr verschlafen im Badezimmer stand und nicht wusste, was von ihm erwartet wurde. Schließlich hatte seine Mutter eines Abends mit seinem Vater zusammengesessen und ganz pragmatisch gesagt, dass sie es einfach so machen sollten wie bei Davids Bruder und Davids Vater und höchstwahrscheinlich auch bei jemandem, der noch weiter zurücklag. Die Windeln hatten alles so einfach gemacht. Thomas schlief gut. Die Morgen waren ruhig. Es war alles absolut logisch.

Er hielt sich nicht für anders, denn innerhalb der Mauern seines Hauses war er es auch nicht. Die Windel war so selbstverständlich wie das Nachtlicht, der Teddybär oder der Schlafanzug. Sein Vater David kam manchmal herein, um ihm Gute Nacht zu sagen, wenn Thomas schon im Bett lag und es sich gemütlich gemacht hatte. Er strich ihm durchs Haar und sagte: „Bis morgen früh“, und es bedeutete ihm überhaupt nichts. Margaret wusch die Windeln montags und donnerstags und hängte sie im Gästezimmer auf den Wäscheständer. Sie waren einfach nur Wäsche. Thomas war einfach Thomas.

Was ihm am Zubettgehen am besten gefiel, war das Gefühl, vollkommen zur Ruhe gekommen zu sein. Sobald die Plastikhose angezogen, der Pyjama zurechtgerückt und Gerald unter seinem Arm lag und das Nachtlicht sein bernsteinfarbenes Licht an die Wand warf, empfand er eine vollkommene Harmonie. Er fühlte sich geborgen. Alles war an seinem Platz. Er drehte sich auf die Seite, drückte die Wange ins Kissen und spürte die angenehme Fülle um seinen Bauch, und innerhalb weniger Minuten schlief er ein.

Morgens wachte er immer nass auf, ausnahmslos, und auch das gehörte einfach zum Alltag. Er lag einen Moment in der Wärme, nicht unangenehm, rief dann, und Margaret kam mit einem warmen

Zwei vom selben Schlag

Flanellhemd, und der Tag begann. Er war sieben und glücklich, und der Leuchtturm sandte seinen bernsteinfarbenen Streifen an die Wand, und Gerald, der Bär, wachte die ganze Nacht über ihn.

Kapitel Zwei: Dieselbe Stunde, ein anderes Haus (Ihre Geschichte)

Eleanor Marsh – Ellie, immer Ellie – wohnte in einem Reihenhaushaus drei Orte weiter, wo die Straße leicht bergab führte und das Licht der Straßenlaternen in einem flachen Abendwinkel durch die Vorhänge fiel. Ihr Schlafzimmer lag zur Straßenseite, und ihr Nachtlicht war ein sternförmiges Ding, das sich langsam drehte und kleine Lichtpunkte an die Decke warf. Manchmal beobachtete sie sie vor dem Einschlafen, die langsame Drehung der winzigen Sterne über ihr, gemächlich und zuverlässig.

Sie hatte ein Kaninchen namens Bun, was ihr bewusst war – kein besonders kreativer Name –, einen Bären namens Humphrey und eine Porzellanpuppe namens Marie-Claire, deren Namen sie ihr mit vier Jahren, nachdem sie ihn in einem Lied gehört hatte, sehr ernsthaft gegeben hatte. Bun und Humphrey schliefen mit ihr. Marie-Claire saß auf der Kommode, wo man sie sehen konnte, ohne dass sie zerknittert war. Ellie war ebenfalls sieben Jahre alt.

Ihre Mutter Anne kam um acht Uhr nach Hause. Anne war eine umsichtige Frau, praktisch veranlagt, so wie Menschen mit viel Zuneigung und wenig Zeit eben praktisch sind. Sie drückte ihre Liebe durch Organisation aus. Die abendliche Routine war mit stiller Kompetenz organisiert. Die Windel lag bereits gefaltet auf dem Stuhl, die Plastikhöschen daneben, die Sicherheitsnadeln mit ihren kleinen gelben Köpfen – gelb, genau wie die von Thomas Alderton, drei Orte weiter entfernt, obwohl die Kinder diesen Zufall nie bemerken würden – warteten in ihrer Dose. Anne steckte sie mit der Leichtigkeit jahrelanger Übung fest, überprüfte die Beine und richtete den Schlafanzug. Ellie fügte sich all dem mit einer Gelassenheit, die ihre Mutter rührend und manchmal auch etwas bemerkenswert fand.

Ellies Vater, Robert, war ein sanfter Mann, der selbst bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr ins Bett gemacht hatte und sich noch

Zwei vom selben Schlag

sehr gut daran erinnerte, wie sich das angefühlt hatte und wie viel besser es gewesen wäre, wenn niemand in seinem Umfeld das Thema so hochgeschraubt hätte. Seit Ellies erstem nassen Morgen war er fest entschlossen, dass es in diesem Haus kein Thema mehr sein sollte. Und so war es auch. Die Familiengeschichte war lang und untrennbar, und Robert verstand es als etwas, das im Grunde außerhalb des Einflussbereichs anderer lag, eine biologische Veranlagung, etwas, das manche Menschen einfach in sich trugen, wie die Körpergröße oder die Augenfarbe . Ellie hatte seine Augen. Und anscheinend auch seine Blase.

Was Ellie an der Nacht liebte, war die vollkommene Harmonie. Geborgen und sicher, Bun unter dem einen Arm, Humphrey unter dem anderen, und die Sterne, die sich langsam an der Decke drehten, fühlte sie sich ganz und gar selbst. Die Welt draußen mochte ihre Meinung zu allem Möglichen haben, aber in diesem Zimmer, zu dieser Stunde, war einfach alles richtig. Sie hatte diesen Gedanken nie in Worte gefasst. Sie war sieben und kannte diese Worte noch nicht, aber sie fühlte es ganz deutlich, und es prägte ihr Verständnis von Ruhe, Geborgenheit und Heimat.

Sie wachte morgens nass auf, ohne sich Sorgen zu machen. Nässe gehörte einfach zum Morgen dazu. Der Morgen war warm, Anne würde kommen, und auch der Flanellhemd würde warm sein, und dann gäbe es Frühstück. Auf ihre eigene, stille Art war sie vollkommen zufrieden mit sich selbst.

Ein Neuanfang

von
Cecilia Bennet

Kapitel Eins: Der Morgen im Kinderzimmer

Die Sonne schien sanft durch die Spitzengardinen und warf warme Lichtmuster auf den Kinderzimmerboden. Annette gähnte leise und streckte die Arme über den Kopf. Ihre Beine, in dicke Stoffwindeln unter pastellfarbenen Plastikhöschen gewickelt, strampelten sanft auf dem weichen Teppich. Sie rollte sich auf den Bauch und krabbelte zum Mobile über ihrem Bettchen, wo kleine Sterne und Wolken träge im Morgenlicht tanzten.

„Guten Morgen, mein kleines Mädchen“, gurrte sie leise vor sich hin, ihre Stimme hell und melodisch.

Mit achtzehn Jahren war Annette zwar erwachsen, doch ihr Leben war immer noch das eines Babys gewesen. Ihre Eltern hatten sie ausschließlich in einer Welt aus Windeln, Fläschchen und Wiegen großgezogen. Beide trugen selbst ganz selbstverständlich Windeln, benutzten nie die Toilette und mussten sie auch nie erklären. In ihrem kleinen Bauernhaus spielte die Welt jenseits von Feldern und Wäldern keine Rolle. Annette aß ihre Säuglingsnahrung und Brei, wurde aber auch gestillt und kuschelte sich oft morgens an die Brust ihrer Mutter, bevor das Spielen begann. Krabbeln wurde zu jeder Tages- und Nachtzeit gefördert; Laufen war erlaubt, aber selten, ein Luxus.

Die Routinen ihrer Eltern strukturierten ihr Leben bis ins kleinste Detail. Sie war nie in der Schule gewesen, hatte nie auf der Toilette gesessen und wollte es auch nicht. Jeder Tag folgte demselben sanften Rhythmus: Aufwachen im Gitterbett, Windelwechseln, Frühstück, Spielen, Mittagsschlaf, Kuscheln, Baden, Füttern und Gutenachtgeschichten. Selbst kleine Missgeschicke, so selten sie auch waren, wurden mit ruhiger Beruhigung aufgenommen, niemals mit Scham.

Ihr Vater erschien lächelnd in der Tür. „Guten Morgen, meine süße Annette. Hast du gut geschlafen, Kleine?“

Ein Neuanfang

„Ja, ja! Ein Nickerchen ist schön! Kuschneln?“, plapperte sie eifrig.

„Natürlich, mein Schatz“, sagte er und hob sie vorsichtig aus dem Bettchen. Er trug sie zum Wickeltisch, wo sie sich auf weiche Decken legte. Das vertraute Raschneln von Windeln und der zarte Duft von Puder lagen in der Luft. Er öffnete die benutzte Windel, wickelte sie und befestigte eine frische, die er sorgfältig unter ihrem Höschen befestigte.

„Du bist so ein starkes kleines Mädchen“, sagte er und strich ihr eine Haarsträhne von der Stirn. „Und die Milch deiner Mutter wartet auf dich, wenn du Hunger hast.“

Annettes Augen leuchteten auf. „Milch! Ja!“ Sie zappelte vergnügt und streckte die Hände nach ihrer Mutter aus, die sie mit einem sanften Lächeln erwartete. Sie schmiegte sich an ihre Brust, ihre kleinen Hände krallten sich in den weichen Stoff von Mamas Bluse. Die vertraute Wärme, der zarte Duft von Babypuder, das Gefühl von Mamas Haut. Das war ihre Welt, vollkommen geborgen.

Nach dem morgendlichen Füttern ging sie zum Spielen auf den Kinderzimmerboden. Sie krabbelte mit geübter Leichtigkeit, stellte Bauklötze auf, plapperte vor sich hin und kicherte manchmal über ihr Spiegelbild. Ihre Eltern machten mit, lasen ihr mal Geschichten vor, mal gurrten und plauderten sie einfach mit ihr und schufen so eine Welt, in der sie in ihrer Babyzeit vollkommen angenommen wurde.

Es folgte das Mittagessen, eine Mischung aus Säuglingsnahrung, püriertem Obst oder kleinen Portionen weicher Brei. Nachmittags war Schlafenszeit. Ihr Bettchen war immer bereit, die Decken ordentlich zugedeckt und das Mobile drehte sich über ihr. Abends wurde gebadet, gekuschelt und gestillt oder mit dem Fläschchen gefüttert. Toilettengänge gab es tagsüber nicht. Das Raschneln der Windeln, der enge Sitz der Plastikhöschen und die liebevolle, beständige Fürsorge ihrer Eltern machten ihr Zuhause zu einer kleinen, perfekten Oase.

„Papa, Baby, krabbel!“, piepste sie und krabbelte zu einem Spielzeug, das gerade außer Reichweite war.

Ein Neuanfang

„Ja, mein Schatz“, lachte er und hob sie kurz hoch, um sie zu kitzeln. „Aber weißt du, du könntest auch versuchen zu laufen.“

„Das Baby krabbelt besser“, beharrte sie und hüpfte vergnügt auf Händen und Knien.

Es war ein Leben, das ganz auf Vertrauen, Geborgenheit und Fürsorge beruhte. Ein Leben, das immer genügt hatte. Und dann, in einem einzigen, schrecklichen Moment, war es verschwunden.

Der Anruf kam am frühen Nachmittag. Madeline, Annettes Tante, nahm ihn entgegen. Ihre Stimme stockte, als sie die Worte hörte, mit denen sie nie gerechnet hatte: „Es gab einen Unfall. Deine Schwester und dein Schwager... sie haben es nicht geschafft. Annette... sie ist allein.“

Madeline spürte, wie ihr der Magen umdrehte. Ihre Nichte, die so tief in dieses einzigartige, kindliche Leben eingebunden war, lag nun ganz in ihrer Obhut. Im Hintergrund hörte sie ihre eigenen einundzwanzigjährigen Zwillinge Felix und Claire emsig umherwuseln, ihre Neugierde vermischt mit Sorge. Wie sollte sie ihnen diese Welt erklären? Wie sollten sie ein Baby auf dieselbe Weise am Leben erhalten, wie es ihre Eltern getan hatten?

Als Madeline auf dem Bauernhof ankam, fand sie Annette über den Teppich kriechend vor, umgeben von verstreuten Bauklötzen. Ihr Rüschenkleid streifte ihre Knie, ihr Häubchen saß etwas schief. Das kleine Mädchen blickte mit großen, vertrauensvollen Augen auf, völlig ahnungslos von der Tragödie, die ihre Welt soeben verändert hatte.

Madeline kniete nieder und streckte die Hände aus. „Hallo, Annette... ich bin deine Tante Madeline. Ich bin jetzt hier.“

Annette hielt inne, kroch dann die letzten Zentimeter und schmiegte sich an die Brust ihrer Tante. „Kuscheln“, flüsterte sie.

Madeline spürte die schwere Verantwortung auf sich lasten. Jede Routine, jede Gewohnheit, jede noch so kleine Vorliebe im einzigartigen Leben dieses Kindes würde nun auf ihren Schultern ruhen.

Ein Neuanfang

Felix und Claire kamen an, bleich und geschockt. Felix platzte als Erster heraus: „Sie... sie ist ein Baby!“

Madeline lächelte sanft. „Ja. Und sie wird uns jetzt brauchen. Uns alle. Ihre Welt ... ihr Leben ... ist ein bisschen anders, aber es ist real und es gehört ihr.“

Annette griff nach Claires Hand und hielt sie fest. „Spielen?“, fragte sie.

Claire kniete sich neben sie. „Ja, mein Schatz... Wir werden spielen. Und auf dich aufpassen.“

In diesem stillen Kinderzimmer, umgeben von sanften Farben, dem Duft von Puder und der Wärme einer Welt, die immer sicher gewesen war, begann ein neues Kapitel, eines, das Madeline und ihre Zwillinge genauso tiefgreifend verändern sollte wie Annette selbst.

Kapitel Zwei: Einleben

Die Rückfahrt vom Bauernhaus wirkte unwirklich. Madeline hielt eine Hand am Lenkrad, die andere ruhte sanft auf Annette, die sich auf dem Rücksitz in eine weiche Decke gekuschelt hatte. Das kleine Häubchen umrahmte ihr zartes Gesicht, und das leise Rascheln ihrer Windeln erinnerte sie unablässig daran, dass dies kein gewöhnliches Kind war.

„Keine Sorge, mein Schatz“, flüsterte Madeline. „Hier hast du jetzt ein sicheres Zuhause.“

Annette plapperte leise vor sich hin, ihre Finger krallten sich in den Rand der Decke. Sie war aufmerksam und neugierig, ihre leuchtenden Augen nahmen jede Bewegung des Autos, jeden vorbeiziehenden Baum, jedes leise Geräusch aus der Nachbarschaft der Zwillinge wahr.

Als sie bei Madelines Haus ankamen, warteten die Zwillinge bereits an der Tür. Felix' Kinnlade war leicht heruntergeklappt, und Claires Augen waren weit aufgerissen vor einer Mischung aus Ehrfurcht und Unsicherheit.

„Sie ist... so... klein“, hauchte Claire.

Madeline kniete sich hin und hielt Annette hoch. „Sie ist jetzt unser Baby“, sagte sie sanft. „Und wir werden ihr helfen, sich wie zu Hause zu fühlen. Felix, Claire ... sie ist noch ein Baby und braucht alles, was wir haben. Fläschchen, Windeln, Baden, Kuschneln und auch eure Aufmerksamkeit.“

Felix schluckte und rieb sich den Nacken. „Ich ... äh ... sie ist ... ein Junge-Mädchen, richtig?“ Sein Blick wanderte von Annettes weichem, verspieltem Kleid zu den Konturen ihres Körpers. „Ich meine ... also ... sie ist ein Junge ... aber sie lebt wie ein Mädchen?“

„Ja“, sagte Madeline leise. „So haben ihre Eltern sie erzogen. Sie war schon immer so.“

Felix wurde rot im Gesicht, und Claire beugte sich näher zu ihm und flüsterte: „Du meinst ... so wie die Höschen, die du all die Jahre getragen hast?“

Ein Neuanfang

Er erstarrte einen Moment, dann nickte er. „Ja ... ich glaube, ich ... ich mochte sie. Ich ... ich hätte nie gedacht, dass ich ... jemanden wie Annette sehen würde.“ Seine Stimme sank zu einem Flüstern. „Es ist ... seltsam, aber ... gleichzeitig aufregend.“

Madeline führte Annette in das von ihr vorbereitete Kinderzimmer. Es glich ihrem alten Zimmer: pastellfarbene Wände, weicher Teppich, ein Gitterbett mit frischen Decken, ein Wickeltisch mit Stoffwindeln, Plastikhöschen, Lotionen und Puder. Es duftete leicht nach Puder und Baby lotion, und die Zwillinge konnten das leise Surren eines Mobiles über dem Bettchen hören.

„So, Kleine“, sagte Madeline und hob Annette vorsichtig hoch. „Komm, wir bringen dich erst mal in Sicherheit.“

Die erste Aufgabe war das Windelwechseln. Felix und Claire standen dicht daneben, beide etwas zögernd und fasziniert, als Madeline Annettes benutzte Windel vorsichtig entfernte, sie mit weichen Feuchttüchern reinigte und ihr eine frische Stoffwindel anlegte. Der Plastikhöschen knisterte unter der eng anliegenden Windel.

„Du bist so winzig“, flüsterte Claire und strich Annette eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Weich und perfekt“, murmelte Felix. „Ich ... äh ... ich kann auch helfen.“

Sie halfen abwechselnd bei ihrem ersten Bad im neuen Haus. Annette kicherte, als das warme Wasser über ihre Beine floss und ein wenig spritzte, während die Zwillinge lernten, sie sicher und vorsichtig hochzuheben. Ihre kleinen Hände griffen nach Claire, dann nach Felix, der in seiner Aufregung etwas unbeholfen Wasser verspritzte.

„Es gefällt ihr!“, sagte Claire und lachte leise. „Schau sie dir an!“

Als Nächstes stand das Füttern an. Madeline hatte eine Stillberaterin organisiert, um Annette zu unterstützen, bis ihre eigene Milch einschieß. Annette dockte mühelos an, krallte ihre Hände in den weichen Stoff des Shirts der Beraterin und seufzte zufrieden, als die warme Milch floss. Felix und Claire beobachteten

Der Baby-Pakt

Der Baby-Pakt

von
Christine Teddy

Erstveröffentlichung 2026

Kapitel Eins: Der Vertrag

Kyle stand nervös an der Küchentheke und rang die Hände, während Brooke ihren Laptop aufklappte. Ihre langen roten Fingernägel klapperten ruhig und bedächtig über die Tasten. Dieselben Nägel, die er schon um Weingläser geschlungen, unter seinem Kinn gekrümmt oder über seinen Rücken gekratzt hatte, als sie geflüstert hatte: „Ist es das, was du wirklich willst?“

Er hatte immer Ja gesagt. Und nun wurde der Preis für dieses Ja Zeile für Zeile ausgearbeitet.

„Das ist Ihr Ernst?“, fragte er und versuchte, nicht so kleinlich zu klingen, wie er sich fühlte.

Brooke blickte nicht auf. „Du hast darum gebettelt“, erwiderte sie emotionslos. „Jetzt schreibe ich es schriftlich.“

Das Word-Dokument trug bereits den Titel: **Der Pakt: Totale Kontrollvereinbarung zwischen Brooke Matthews und Kyle 'Lulu' Wexler.**

Er zuckte bei dem Spitznamen zusammen. Er hatte ihn einmal vorgeschlagen, halb im Scherz, vor Monaten im Schlafzimmer. Jetzt prangte er in fetten Lettern, 16 Punkt groß, verewigt.

„Du wirst ein Jahr lang alles tun, was ich sage“, fuhr sie mit ruhiger Stimme und einem grausam süßen Lächeln fort. „Kein Jammern, kein Zögern und ganz bestimmt kein Codewort. Das ist kein Spiel, Baby. Willst du meine Sissy sein? Mein kleines Spielzeug? Dann fängt alles mit Vertrauen an.“

„Ich vertraue dir“, sagte Kyle schnell.

Schließlich blickte sie zu ihm auf. „Dann beweis es.“

Brooke druckte den Vertrag aus. Das Summen des Druckers klang lauter als üblich, wie das Tippen eines Gerichtsurteils. Als sie das zweiseitige Dokument auf den Tisch legte, reichte sie ihm einen Stift in Form einer rosa Feder.

„Unterschreiben Sie unten. Ich kümmere mich um den Rest.“

Kyle zögerte nur einen Augenblick, bevor er seinen Namen unter ihren kritzelte. Kyle Wexler, fortan bekannt als „Lulu“.

Brooke nahm die Papiere und küsste die Unterschrift. „Braves Mädchen.“

In jener Nacht begannen die Veränderungen.

Am nächsten Morgen wurde Kyle vom Summen seines Handys geweckt. Es war eine Nachricht von Brooke.

Steh auf. Zieh dich aus. Stell dich mitten ins Zimmer. Hände auf den Kopf. Beweg dich nicht. Ich werde zusehen.

Sein Herz pochte, doch er gehorchte. Als Brooke zwanzig Minuten später eintraf, trug sie einen Seidenmorgenmantel und ein Lächeln wie ein Messer. Langsam umkreiste sie ihn, musterte ihn, genoss den Moment.

„Du siehst so klein aus. Verletzlich. Das gefällt mir.“

Sie öffnete eine rosafarbene Tragetasche und holte die erste von vielen Demütigungen heraus. Es war ein hellgelber Strampler mit einer aufgestickten Ente auf der Vorderseite, dazu passende Rüschenhöschen aus Plastik, eine dicke, raschelnde weiße Windel, eine rosafarbene Satinmütze und ein Schnuller an einem Band.

Kyle riss den Mund auf.

„Zu viel?“, neckte sie und hielt die Windel hoch. „Du hast dich dafür entschieden. Denk dran: *Der Pakt*. Du triffst keine Entscheidungen mehr. Ich schon.“

Ihm wurde schwindelig, als sie ihn hinlegte und leise summend begann, ihn zu wickeln. Er wand sich, als die kühlen Tücher seine nackte Haut berührten, aber sie klopfte ihm auf den Oberschenkel und gurrte: „Sei still, Lulu. Brave Babys quengeln nicht.“

Als die Rüschenhöschen über die dicke Windel gezogen waren, konnte Kyle kaum noch laufen. Brooke lachte und tätschelte ihm den gepolsterten Schritt. „Ach, du watschelst ja schon.“

Sie führte ihn zum Ganzkörperspiegel. Der Mensch, der ihn anstarrte, war nicht Kyle. Es war jemand Sanfteres, Kleineres und ein bisschen Albernes. Der Strampler schmiegt sich eng an seine Brust wie ein Kleinkinder-Strampler. Die Mütze umrahmte seine weit aufgerissenen, entsetzten Augen. Seine Knie zitterten.

Der Baby-Pakt

„Gib es zu“, flüsterte sie ihm hinterher. „Du willst nicht zurück. Du willst Mamas Baby sein, nicht wahr?“

Er schluckte schwer, seine Wangen brannten. Brooke griff um ihn herum, schob ihm die Puppe in den Mund und flüsterte: „Nick einfach.“

Das tat er. Sie lächelte.

Später am Nachmittag saß Kyle auf dem Wohnzimmerteppich, die Beine hilflos von der Windel gespreizt. Brooke hatte eine Kiste mit Kleinkindspielzeug heruntergebracht, gefüllt mit Stapelringen, Plastikbausteinen und einem Babyspiegel.

Er durfte nicht sprechen, nur an seinem Schnuller nuckeln. Als er versuchte, sich aufzurichten, klatschte sie scharf in die Hände.

„Nein, nein. Nur Kriechen.“

Um 17 Uhr stellte sie einen großen rosa Hochstuhl mitten in die Küche. Er sah bestürzt zu, wie sie ihn anschnallte, ihm ein Lätzchen um den Hals band und ihn mit pürierten Karotten aus einem Babygläschen fütterte.

„Gewöhn dich schon mal dran“, schnurrte sie. „Am Ende der Woche wirst du wie ein braves kleines Mädchen nach deinem Fläschchen betteln.“

Als das Abendessen beendet war, wischte sich Brooke mit einem Feuchttuch das Gesicht ab und inspizierte mit einem Grinsen seine Windel.

„Immer noch trocken?“, gurrte sie. „Das kriegen wir hin. Abführmittel vor dem Schlafengehen.“

Er wimmerte durch die Puppe hindurch.

Sie beugte sich nah zu ihm, ihre Augen glänzten. „Du hast nichts mehr zu entscheiden. Nicht deine Kleidung, nicht dein Essen, nicht einmal, wann du aufs Töpfchen gehst. Du bist kein Mann mehr, Lulu. Du bist Mamas kleines Mädchen.“

Und als sie ihn die Treppe hinauf in sein neues Kinderzimmer führte, wurde Kyle etwas Erschreckendes bewusst: Der Teil in ihm, der sich wehren wollte, schwand rapide. Und genau so hatte Brooke es geplant.

Kapitel Zwei: Kleine Schritte

Das Gästezimmer war immer trist, ungenutzt und schmucklos gewesen, ein Abstellraum für alte Kisten und vergessene Sportgeräte. Doch das war vor Brookes Verwandlung. Kyle, nun fest in „Lulu“ verliebt, stand im Flur, zitternd unter seiner Haube und leicht feucht vor Angst, als Brooke mit einer theatralischen Geste die Tür öffnete.

„Tada“, flüsterte sie, als würde sie eine Überraschungsgeburtstagsfeier ankündigen.

Es war kein Zimmer mehr. Es war ein Kinderzimmer.

Der beige Teppich war durch weiche Schaumstoff-Puzzlespielmatten in Pastellrosa und Lavendel ersetzt worden. Comic-Einhörner tanzten an den frisch gestrichenen Wänden entlang. Neben einem weißen Holzkinderbett stand ein Wickeltisch, an dem ein Mobile mit flatternden Sternen hing. Ein Windeleimer stand bedrohlich daneben. Regale waren gefüllt mit Feuchttüchern, Puder, Schnullern in allen Farben, Lätzchen, Fläschchen, Gläschen mit Brei und Stapeln ordentlich gefalteter Stoffwindeln.

In der Ecke stand eine kleinere, niedrigere, weiße Kommode, die eindeutig für ein Kind gedacht war. Ihre Schubladen waren mit verschnörkelten Buchstaben beschriftet:

Strampler

Rüschen

Nachtwäsche

Tageskleider

„Willkommen in deinem neuen Zimmer, Baby“, sagte Brooke. „Du wirst nicht mehr bei mir schlafen. Mütter brauchen ihren Freiraum.“

Lulu starrte fassungslos.

Brooke nahm sie an der Hand, ihr Griff war fest, und führte sie hinein. „Schuhe aus“, befahl sie. „Kriech.“

Kyle zögerte, doch der Ruck an seinem Handgelenk genügte. Er sank auf die Knie und kroch. Die Teppichunterlagen quietschten leise unter ihm.

„So ist's besser“, sagte Brooke, folgte ihm und bewunderte seinen windelbedeckten Po. „Sieh dir nur die kleinen Rüschen an, die bei jedem Schritt wippen. Du hast es schon fast raus.“

Mitten im Kinderzimmer angekommen, ging sie im Kreis um ihn herum und kniete sich neben ihn. „So, Lulu... jetzt wird Folgendes passieren.“

Sie holte eine laminierte Tabelle aus einer Schublade und hängte sie an die Wand. In ordentlichen Reihen waren darauf die einzelnen Tagesabschnitte aufgelistet, mit Aufklebern neben bestimmten „Meilensteinen“:

7:00 Uhr – Aufwachen und Windelkontrolle

7:30 Uhr – Flaschenfütterung im Hochstuhl

8:00 Uhr – Zeichentrickfilme und Bauchlage

10:00 Uhr — Erster Wechsel (falls nass)

12:00 Uhr — Mittagspause (Babynahrung)

13:00 Uhr – Mittagsschlaf im Kinderbett

15:00 Uhr — Zeit für Laufstall/Kinderwagen

17:00 Uhr — Zweite Flasche

18:00 Uhr — Baden und frische Windel

18:30 Uhr — Vorlesestunde

19:00 Uhr – Schlafenszeit. Kinderbett abgeschlossen.

Kyle starrte es entsetzt an. „Sieben Uhr?“, piepste er. „Aber ...“

„Ah ah!“ Brooke schob ihm einen Schnuller zwischen die Lippen. „Keine Erwachsenenwörter mehr in der Babyzeit. Nur noch Gebrabbel. Goo-goo, ga-ga. Du erinnerst dich.“

Er wurde rot. „Guh... goo goo“, murmelte er hinter der Silikonbrustwarze.

Brooke lächelte und strich ihm mit dem Fingerrücken über die Wange. „Braves Baby.“

Der Rest des Nachmittags verging wie im Flug. Brooke öffnete die Kommode und suchte sich einen kurzärmeligen, hellrosa Strampler mit Spitzenbesatz und kleinen, aufgenähten Schleifchen